



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 28.

Donnerstag, 2. Februar

1928.

Jugendliebe.

(27. Fortsetzung.)

Familienroman von Grete v. Sah.

(Nachdruck verboten.)

Die Gaststube der „Waldburg“ war noch erhellt, auch die zwei großen Bogenlampen am Eingang zur Terrasse brannten noch. Konni stieg die Stufen hinauf und durchschritt die herbstlich kahle Terrasse bis zum Gastzimmer.

Das Zimmer war ziemlich leer. Am runden Stammtisch saß der Stadtbaumeister Lot ganz allein. Er hatte eine Flasche Wein und ein halb geleertes Glas, in das er stumpfsinnig stierte, vor sich stehen. Bei Konnis Eintritt sah sich Lie, der hinter dem Büfett stand und gerade im Begriff war, sich einen Kognak einzuschenken, um.

Er stellte ein zweites Glas neben das seine und, Konni die Hand über den Schantisch hinstreckend, sagte er: „Das ist fein, daß Sie kommen, trinken Sie erst mal einen Kognak mit mir, dann will ich Ihnen was erzählen, das Sie sehr interessieren wird.“

„Proßt, Herr Lie!“ Konni hob sein Glas.

„Proßt, Konni!“

Lie war in gereizter Stimmung. Was mochte er haben? Konni sah ihn prüfend an. Dann fragte er, ob Lie Nachrichten aus Adelsreut hätte.

„Ja, denken Sie sich, heute bekommen wir ein Telegramm, Hede geht es gesundheitlich so gut, daß sie sich heute auf die Reise nach Italien gemacht haben. Ein längerer Aufenthalt im Süden sei ihr vom Arzt angeordnet worden. Was sagen Sie dazu, daß sie so ohne Abschied von uns losgekauft sind. Das hab' ich Ihrem hochverehrten Onkel, meinem lieben Schwiegerjohn, zu verdanken.“

Konni sah ihn bestürzt an.

„Ja, ja, so ist es!“ Lie füllte die Gläser noch einmal. Trinken wir.“ Nachdem er sein Glas hinuntergestürzt hatte, rief er einen Kellner, der verschlafen im Winkel saß, an. „Bringen Sie uns 'ne Flasche Waldburger.“

Sie setzten sich an denselben Tisch, an dem Lot saß. Konni grüßte noch einmal, weil es ihm vorhin so schien, daß Lot seinen Gruß übersehen hatte. Er ließ ihn auch jetzt unbeachtet.

„Er ist voll“, sagte Lie, „in diesem Zustand sieht und hört er nichts.“ Dann kam er wieder auf Treu zu sprechen.

„Es ist doch wirklich unerhört, nicht einmal der Frau so viel Zeit zu lassen, von ihren Eltern Abschied zu nehmen. Wenn er selbst nicht kommen wollte, sollte er fortbleiben, nach ihm kriegte ich mein Lebtag keine Sehnsucht. Er ist ein Mensch, mit dem man nicht warm werden kann. Ich habe schon tausendmal bedauert, daß ich dem meine Tochter zur Frau gegeben hatte. Mit dem kann sie nicht glücklich sein.“

Konni machte, auf Lot zeigend, ein Zeichen, daß Lie schweigen solle.

„Ach, ich sag' Ihnen ja, der hört nichts. Außerdem hätte er gar kein Interesse für das, was wir miteinander sprechen, der hat seinen Kopf mit anderen Dingen voll. Er ist nämlich schon so gut wie verkracht. Man hat mir schon das Hotel zum Kauf angeboten, aber große Lust hab' ich nicht darauf. Sollen sie nur noch eine Weile gappeln. Mit dem Hotelbau hatten sie vor, mich totzumachen, nun kommt es umgekehrt. Halbfertig

ist's und mit ihrem Kapital sind sie ganz fertig. Der Lot hat sich was aufgeladen. Damit wird er nie im Leben mehr zurecht kommen.“

Die Schwierigkeiten Lots interessierten Konni nur sehr mäßig. Seine Gedanken waren um Hede. Wer weiß, wann er sie nun wiedersehen würde.

Eine Vermutung kam ihm, blitzschnell, beinahe schon Tatsache stand sie vor ihm: Treus waren gewiß nach Berlin gefahren und Hede hoffte, ihn dort noch zu sehen. Er erinnerte sich daran, daß sein Onkel einmal zu ihm davon gesprochen hatte, daß sie ihre Italienreise über Berlin antreten würden.

Ein Nachtzug ging nicht von Wienrode nach Berlin. Aber Lie besaß ein Auto, einen richtigen, starken Tourenwagen. Wenn man damit losfuhr, sogleich, dann war man morgen in aller Herrgottsfrühe in Berlin.

Er machte Lie den Vorschlag, der hörte ihn an, während er Konni mit runden, erstaunten Augen ansah. Dann schlug er mit der flachen Hand auf den Tisch und brüllte, daß sogar Lot erschreckt aufsprang:

„Abgemacht! Meine Frau muß auch mit, die ist nämlich ganz hin vor Jammer. Also los, Konni, in einer Stunde sind wir so weit.“

Konni mußte schnell gehen, um sich von seinen Eltern zu verabschieden, er wollte dann gleich in Berlin bleiben. Lie schrieb Lot an: „Nun, Freundchen, wird's Zeit, nun pad' dich mal!“

Dann legte er Konni den Arm um die Schultern und sagte: „Also, abgemacht, in spätestens einer Stunde laufen wir ab, und du meinst, wir treffen sie im Hotel „Adlon“?“

„Ich hoffe, Herr Lie.“

„Na, dann beeil' dich, daß du wieder herkommst, Konni.“

Das „Du“ war ihm so entschlüpft, er gewahrte es selbst nicht. Die Zeit, in der er ihn so genannt, war ja länger als die andere, und obgleich Konni v. Holldorf ihn schon längst um Kopfeslänge überragte, er sah in ihm noch oft das Konni, das unter seinen Augen aufgewachsen war.

12.

Konni v. Holldorf war es seltsam zumute; er fühlte sich wie auf einer Jagd nach Beute, nach einer kostbaren Beute, die er einem anderen, der zu Unrecht von ihr Besitz ergriffen hatte, entreißen wollte. Je mehr sich das rasend dahinsausende Auto Berlin näherte, je heißer rauschte sein Blut in Gliedern und Schläfen.

Die Fahrt würde nicht vergebens sein, er fühlte es deutlich. Wenn Lies die Möglichkeit erwogen, dann schwieg er. Was sollte er ihnen auch sagen? Daß es nicht sein konnte? Sie würden es ihm nur halb glauben. Also wozu?

Sein Blick suchte durch das Wagenfenster unversandt die nächtliche Straße, die von spärlichem Licht erhellt wurde. Mit Anbruch des Morgens hatte man Berlin erreicht. Konni öffnete den Wagenklapp, um dem Chauffeur den Weg zum Hotel zu beschreiben.

Endlich hielt der Wagen vor dem „Adlon“.

Konni stieg als erster aus, um Frau Lie beim Aussteigen behilflich zu sein. Sie hatte steifgeraterte Glieder und sah blaß und verfroren aus.

Ihr Mann tätschelte ihr den Rücken. „Nun, nun, Alte, 'n bißchen munter. Wer wird denn gleich so hin sein von so 'n paar Stunden Autofahrt.“

Sie zog fröstelnd ihre Schultern zusammen. Ein grauer, feuchtkalter Nebel lag in der Luft.

Lie frug gleich den Portier, ob Baron Treu mit Gemahlin abgestiegen seien.

„Ich will gleich mal fragen.“ Der Portier hielt die Türe zum Eingang für die Ankommenden auf. „Was befehlen die Herrschaften für ein Zimmer?“

Lie bestellte drei, ein Wohnzimmer, zwei Schlafzimmer, das eine mit zwei, das andere mit einem Bett. Wenn möglich, in der ersten Etage. „So, und nun erkundigen Sie sich erst mal, ob die Herrschaften hier wohnen.“

Der Portier sah in dem Verzeichnis der Gäste nach, er kam sogleich zurück.

Konni klopfte das Herz wie rasend in der Erwartung des Kommenden.

„Jamohl“, sagte der Portier, „die Herrschaften sind gestern nachmittag eingetroffen.“

Wie von der Freude des nahen Wiedersehens überwältigt, schloß Konni einen Moment die Augen. Er hörte wie von weither Lies Stimme.

„Wissen Sie zufällig, wie lange die Herrschaften zu bleiben beabsichtigen?“

„Das Zimmer ist für zwei Tage genommen.“

„So, na, danke Ihnen.“

Der Lift fuhr in die erste Etage. Lie streichelte hinter dem Rücken des Liftboys seiner Frau die Wangen, Konni nickte er dankbar lächelnd zu.

„Eine glänzende Idee, war das mit der Fahrt, Konni.“

Holldorf nickte.

Während man das Zimmer besichtigte, sagte Lie: „Jetzt erwärmen wir uns erst einmal durch ein gutes Frühstück und dann legen wir uns für ein paar Stunden aufs Ohr.“

Der Zimmerkellner bekam den Auftrag, im Wohnzimmer den Kaffee zu servieren.

„Recht starken Kaffee und Kognat“, befahl Lie, „dazu eine Platte mit kaltem Braten, sechs Eiern und Käse.“

Konni sorgte sich um Frau Lie, die gottserbärmlich aussah.

„Ich denke, gnädige Frau, es wäre besser, Sie legten sich gleich hin. Ihr Herr Gemahl bringt Ihnen das Frühstück ans Bett.“

Die Fürsorge Konnis stimmte sie mütterlich weich und liebevoll für ihn. Und wie es ihrem Manne zuweilen geschah, gab sie Konni unwillkürlich das „Du“. Seine Hand fassend, sagte sie: „Wenn du doch zu uns gehörtest; als ihr Kinder wäret, hat man immer geglaubt, aus euch beiden könnte noch einmal ein Paar werden.“

Ein spöttisch-wehmütiges Lächeln huschte um seinen Mund.

„Wenn ich nicht noch zu jung gewesen wäre. Meine Jugend war mein Unglück“, sagte er und sah Frau Lie an. Sie streichelte leise seinen Arm.

„Jugend ist doch sonst stets ein Vorzug.“

„Die meine wurde zur Tragik meines Lebens.“

Es sollte scherzhaft klingen, aber Frau Lie hörte doch den Ernst heraus. Konni, den sie von jeher gern gehabt, tat ihr leid.

„Schade, schade“, sagte sie leise vor sich hin, während sie ihr Schlafzimmer aufsuchte.

Der Kellner brachte das Frühstück und Lie machte sich sofort daran, für seine Frau Kaffee einzugießen. Konni streich Brötchen und ordnete alles zum Frühstück gehörige auf einem Teller an, um es Frau Lie mundgerecht zu machen.

Sie lächelte halb erfreut, halb wehmütig, als ihr Mann, das Tablett mit dem Frühstück auf das Seitentischchen stellend, sagte: „Die Brötchen hat Herr v. Holldorf zurecht gemacht.“

„Ja, der Konni, der wäre ein besserer Schwiegersohn geworden, als Benno es war“, sagte sie sich im

stillen, und wieder kam das leise „Schade, schade“ über ihre Lippen —

Es ging auf neun Uhr, als Lies wie im Schreck aus dem Schlafe aufwachen.

„Herrgott“, sagte Frau Lie, über ihr wirres Blondhaar streichend, „mir ist doch ganz so, als hörte ich Hedes Stimme.“

„Mir war es auch so.“

Lie sprang aus dem Bett, nahm aus dem Etui, das auf dem Nachttisch lag, eine Zigarette und ging, um sie anzurachen, ins Wohnzimmer. Nach wenigen Augenblicken kam er zurück, um zu melden, daß Konni schon auf sei.

„Er spricht mit jemand im Treppenhause, ich konnte deutlich eine Stimme erkennen. Sollte er schon mit Treu zusammen sein? Wir wollen uns nur beeilen, daß wir hinunterkommen. Treu ist imstande, wenn er erfährt, daß wir hier sind, sich einfach auf und davon zu machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Glockenflänge.

Ein ehrwürdiges deutsches Handwerk. — Friedrich Schillers Lehrmeister. — Johann Georg Ulrich. — Ein langwieriger Glöden- aus aus dem Jahre 1732.

Von Hanns Wagner (Leipzig).

Vivos voco!

Mortuos plango!

Fulgura frango!

Jene eigenartige und ergreifende Ballade von Löwe ist allen halben bekannt, die uns unsere ständige Begleiterin, die Uhr, zu einem Symbol des Lebens machte. Und obwohl uns Friedrich Schiller ein gleiches sinniges Bild in seinem „Lied von der Glöde“ zeichnete, gehen wir Gegenwarts- menschen, die wir uns oftmals zu sehr von den Erfordernissen des Daseins überwältigen lassen, leider so achlos unter den Klängen der Glöden unseren Lebensweg. Es ist hier nicht am Platze, Schillers wunderbare Dichtung zu kommentieren, dafür soll aber einmal der alten und edlen Kunst des Glödengießens gedacht und zugleich eines der ehrwürdigsten Güter deutschen Handwerks geehrt werden.

Die Geschichtsforschung kann uns heute mit Leichtigkeit nachweisen, daß schon in der Antike, in der vorchristlichen Zeit, die Ägypter bei ihren Kulturen Glöden in Gebrauch hatten. Allerdings waren diese Glöden in keiner Weise den heutigen formengleich, da man den Glöden aus erst viel später erfand. Die Ägypter und später auch die Griechen und die Römer stellten ihre „Glöden“ in der Weise her, daß sie Eisen- oder Bronzeplatten zusammennieteten. Es ist durchaus verständlich, daß der Ton derartiger Glöden nicht im entferntesten mit späteren Erzeugnissen zu verwechseln ist.

Die Kunst der Glödengießer lebte erst richtig im 14. und 15. Jahrhundert auf. Deren Meister waren allerdings in ihrem Handwerk so versiert, daß bis zum heutigen Tage kaum nennenswerte Änderungen in der Gubart eingetreten sind. Die Glödengießkunst der Gegenwart richtet sich noch immer nach den mittelalterlichen Grundsätzen, von denen der wichtigste die Zusammensetzung des sogenannten Glöden- gutes ist. Die jahrhundertlange Praxis hat erwiesen, daß die Legierung von 78 Teilen Kupfer mit 22 Teilen Zinn die beste ist und daß in diesem Verhältnis gegossene Glöden den durchdringendsten Ton mit einer wundervollen Klangfülle haben. Der Zusatz von Silber hat keinen wesentlichen Einfluß auf die Klangfarbe. Heute benutzt man allerdings auch Gubstahl. Dieses Verfahren soll billiger sein und anderen Gubarten gleichkommen. Das Urteil von Fachleuten bevorzugen aber meistens immer die handwerksmäßig hergestellten Glöden.

Alle deutsche Glöden erhielten sehr oft Namen von Heiligen und von Stiftern, von denen uns eine große Anzahl bekannt blieben. Im Zusammenhang damit verknüpfte man auch die Namen der Glödengießer, und diesem Umstand verdanken wir es, daß uns traditionell viele Glödengießernamen erhalten wurden. Im Rheinland, dem früheren alten Kaiserreiche, finden wir übergenug solcher Beispiele. Eine der bekanntesten und zugleich die größte deutsche Glöde ist die Kaiseriglöde im Kölner Dom; sie hat ein Gewicht von 525 Zentner.

Zugleich mit anderen drang auch dieses Handwerk langsam nach dem Osten vor und setzte sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Mitteldeutschland fest. Zur damaligen Zeit waren aber den Meistern in der Ausübung ihrer Kunst oft erhebliche Schwierigkeiten beschieden. Seltsame Hand-

werker, denen die aus dem Westen zugewanderten weit überlegen waren, forderten vom Staat, daß den „Ausländern keine Privilegien erteilt werden sollten“. In den nachstehenden Ausführungen wird eines besonders trassen Falles gedacht sein.

Es ist sicher den wenigsten bekannt, bei wem Friedrich Schiller seine Studien zu seinem „Lied von der Glode“ machte. Der Name des Lehrmeisters unseres Schiller ist heute noch in der betreffenden Gegend berühmt und seine Nachkommen hatten bis vor wenigen Jahren dieselbe Glodengießerei inne, in der auch Schiller weilte. Es wäre durchaus angebracht, daß sein Name auch deshalb in besonderer Würdigung erhalten bliebe, da vielleicht Schiller ohne ihn niemals eines seiner bekanntesten Gedichte verfaßt hätte. Es war Johann Georg Ulrich zu Laucha an der Anstrut. Im Jahre 1731, kurz nach einem verheerenden Brande in Laucha, dem auch die Kirchenglocken zum Opfer fielen, meldete sich Johann Georg Ulrich beim Rat der Stadt Laucha und wies durch Zeugnisse nach, daß er aus dem Hessenlande zugewandert sei. Nach langen Verhandlungen überzeugte er den hohen Magistrat, daß er aus einer Glodengießerfamilie stamme und selbst in diesem Handwerk ein Meister sei. Schließlich erhielt er die Erlaubnis und den Auftrag, die große Glode neu zu gießen. Interessant ist die Aufstellung der Zutaten, die Ulrich für den Guß von der Stadt forderte. Es handelte sich um 2000 Backsteine, 1½ Zentner Eisen, 16 Karren Lehm, 40 Pfund Flachs und reinen Sand, 6 Pfund Wachs, 40 Pfund Kuhhaare, 8 Schod Eier, 1 Fuder Kohlen und 3 Fuder Holz, außerdem hatte die Stadt einen Maurer und einen Zimmermann zu stellen. Noch während Ulrich bei seinen Vorbereitungen war, meldete sich ein Glodengießer aus Leipzig, der öffentlich darüber Beschwerde führte, daß ein „Ausländer“ diesen Auftrag erhalten habe. Nun begann ein Streit unter allen, die sich Obrigkeit nannten. Die Städte Laucha, Freyburg und Leipzig führten einen Amtskrieg, dem sich bald die Kirche und sogar der damalige Herzog von Sachsen angeschlossen. Dabei schien der einzige Erfolg der zu sein, daß die Stadt Laucha überhaupt keine neuen Gloden bekommen sollte. Das Vernünftigste tat Laucha, indem es in aller Stille den Auftrag zum Guß gab. Die Form hatte nun aber so lange gestanden, daß sie nicht mehr den Anforderungen genügte. Es hatten sich die Feldmäuse ihren Weg durch die Lehmform gebahnt und als schließlich der Guß erfolgte, flog das Metall in die Rauselöcher! Das war für Ulrich wieder ein harter Schlag. Flugs bereitete er einen neuen Guß vor, der dann vier Monate später stattfand und dann auch glänzend gelang. Der Konkurrenzneid versuchte das Werk herabzusetzen und man ging sogar so weit, daß man den Meister der Untreue beschuldigte. Die Folge war, daß Ulrich drei Jahre auf seinen wohlverdienten Lohn warten mußte. Nach 8½ Jahren wurde dann auch die Glode ihrer Bestimmung übergeben. Wie wunderbar das Werk gewesen sein muß, beweist die Tatsache, daß heute noch das Geläut im Anstrutal berühmt ist und mancher Überlebende bezeugt heute noch ihren Ruhm mit stolzen Worten. Leider wurde diese Glode 1879 durch einen Blitzschlag beschädigt. Von einem Nachkommen des alten Meisters wurde sie umgegoßen. Trotz der Unbillen blieb Meister Ulrich im Lande und gab Gloden für die Umgebung. Wenn man die Chaussee von Naumburg nach Laucha entlang kommt, liegt kurz vor der Stadt rechts die alte Glodengießerei, die 1910 stillgelegt wurde. Jetzt befindet sich in den gleichen Mauern eine Maschinenschlosserei von Weiser, der überdies ein Teilhaber von Ulrich war. Und an dieser Stelle machte Friedrich v. Schiller seine Studien bei einem Meister, dessen Sprache und frommer Charakter uns in dem „Liede von der Glode“ wiederersteht.

Das Märchen vom Glück.

Von Peter Paul.

Wenn ein unerwartetes Ereignis uns erschüttert und verwirrt hat, und die Zeit die Beklemmung von der Seele langsam wieder läßt, wissen wir oft nicht, ob Traum, ob Wirklichkeit uns narrte. . . . Friedolin Schönlein war es so ergangen. Friedolin betrieb seit vielen Jahren seinen Kramladen und man konnte nicht behaupten, daß ihm bis zu seinem vierzigsten Lebensjahr etwas Besonderes begegnet war. Bis zu diesem kritischen Dezemberabend, an dem er heimkam und seine Wohnung leer und verlassen und einen Abschiedsbrief seiner Frau vorfand.

Bis zu diesem Abschnitt ist die Geschichte Friedolins alltäglich und auch Friedolin fand sich allmählich in das Unabänderliche. . . . Eines Nachts aber spielte ein sonderbarer Traum in Friedolins Leben: ein eisgraues, verhubeltes Männlein, nicht größer als ein Daumen, stand auf seinem Bett, sah ihn aus seinen gültigen Augen an und sprach: „Ich

bin dein guter Geist, der dir schon manchesmal überm Weg geholfen. Du hast heute an deinem Geburtstag einen Wunsch frei!“ Friedolin sann angestrengt, dann leuchtete er tief auf: „Wenn ich einen Wunsch tun darf, — so möchte ich denn das Glück besitzen!“ . . . „Das Glück?“ wiederholte ernst das Männlein, „meinst du dein Glück oder das anderer?“ Er staunt ob dieser wunderlichen Frage entgegnete Friedolin: „Mein Glück, meine ich natürlich, was denn sonst?“ — Doch das Männlein schüttelte traurig sein Haupt und sprach: „Dein Glück kann ich dir nicht geben, du hast es bereits besessen! Aber ich will dir nochmals den Wege weisen, ein neues zu suchen. Faß deinen Ring und dreh' ihn ganz behutsam!“ . . .

Friedolin tat verwundert wie ihm befohlen: Und Friedolin ward jung, so jung! Seine Mutter hielt ihn auf dem Schoß, sang ein süßes Schummerlied und all' ihre weiche Zärtlichkeit und Liebe umfing Friedolin. — „Weiter! Dreh' weiter!“ befahl das graue Männlein. — Friedolins erster Schulweg, seine Freunde, Geschwister, die Soiele, die Jahre flogen wie Spreu vor dem Wind. — „Weiter! Dreh' weiter!“ mahnte das Männlein. — Friedolin, was bist du ein schmuder Jüngling geworden! Durch die stillen Gassen, die das Mondlicht verzaubert, geht trunken vor Glück und Lust, sein blondes Lieb in den Armen, Friedolin. — „Weiter! Dreh' weiter!“ drängt das Männlein. — Und die Jahre fliegen dahin mit jauchsender Freude und bitterem Leide. Und Friedolin erkannte erstaunt, daß das Glück unsichtbar wurde, in dem Augenblick, da er es zu besitzen glaubte, und daß das Unglück nicht länger weiste, als man es hielt. — Und das graue Männlein sprach: „Der Unterschied zwischen Glück und Unglück ist nicht größer, als dein Gedanke darauf Merk' dir's wohl!“ sprach's und verschwand.

Als Friedolin erwachte, schien die Sonne in das Fenster. Friedolin mußte sich erst befinden. Sein erster Blick galt dem Ring. Wirklich, der Ring lag neben ihm im Bett, er mußte ihn wohl vom Finger gedreht haben. Friedolin lächelte, es war nur ein Traum und graue Männlein gab es nicht. Aber dann wurde Friedolin doch nachdenklich, als ihm die Worte des Männleins einfielen und er sann und besann sich auf manches. Und es fiel ihm wie Schuppen von den Augen, wie blind er gewesen und daß das Männlein im Traum nicht unwirklicher war, als das Märchen vom Glück.

Das Freundschafts-Album.

(Eine Wilhelm-Raabe-Anekdote.)

Kurz nach seinem 70. Geburtstag sah Wilhelm Raabe in Herbsts Weinstube in Braunschweig und ließ das Gespräch der Unterhaltung des Weinhändlers Telamann über sich hinfliessen. Wahrlich, es ruhte sich nirgends so gut von der Schreibtscharbeit des Tages aus als hier in dieser dämmerigen Stube, wo einen der Geist der guten Freunde nicht störte, wo man mit sich selbst allein war, ohne sich einsam zu fühlen. Denn Telamann hatte das köstliche Doppeltalent plaudern zu können, ohne Antwort zu erwarten, und anderseits zu hören zu können, wenn der Geist über Wilhelm Raabe kam, ohne törichte Antworten zu geben.

Da öffnete sich die Tür der Weinstube und ein später Gast trat ein. Sein Blick ging suchend durch den Raum, dann entdeckte er Wilhelm Raabe. Mit schüchtern-zögerndem Schritt ging er auf die geweihte Nische zu, verbeugte sich tief und sagte: „Ich hörte, daß Verehrer und Freunde es wagen dürften, hier und zu dieser Stunde Sie um ein paar Zeilen zu bitten!“ Und der junge Mann — denn jetzt, da er den Hut in der Hand hielt, sah man, wie jung er war — zog unter seinem Mantel ein Album hervor, legte es vor den verehrten Dichter hin und sagte: „Darf ich Ihnen da mein Freundschaftsalbum vorlegen?“

Raabe lächelte gutmütig und wiederholte mit leisem Spott das Wort: „Freundschaftsalbum“. Dann lud er den Jüngling durch eine Handbewegung ein, sich zu setzen. Als Telamann ihm Tinte gebracht hatte, sann er einen Augenblick nach und schrieb mit schneller Feder ein paar Zeilen. Langsam las er sie wieder durch, löschte ihre Feuchtigkeit vorsichtig mit einem Lössblatt, klappte das Album zusammen und sagte mit einem lustigen Zwißeln seiner kleinen Augen: „Und nun schlafen Sie wohl, lieber Freund!“

Als der junge Autographensammler dahelm vor seiner Studierlampe mit klopfendem Herzen das Freundschaftsalbum aufschlug, las er die Worte:

„Es gibt drei Klassen von Freunden, erstens solche, für die man immer da sein muß, zweitens solche, die mit einem Staat machen möchten, drittens solche, die einen in Ruhe lassen. Die dritte Klasse ist mir die liebste. Wilhelm Raabe.“

Bo.



Des Kleingärtners Tagewerk im Februar

Wenn auch noch eifriger Nordost über die verschneiten Kluren weht, so regt sich doch schon hie und da neues Leben in der Natur. Einzelne Vögel brüten bereits in diesem Monat, darunter der Kreuzschnabel, ein oft bestauntes Wunder der Natur mitten im frostigen Winter. Auch die ersten Wandervögel, wie Lerchen und Stare kehren zurück, während nordische Wanderer, Wildgänse und Wildenten, nach ihrer Heimat ziehen und die Goldammer, Haubenlerchen und Krähen von den Straßen und aus der Nähe unserer Häuser sich zurückziehen. Aber nur zu oft zeigt der Winter seine Heimtücke von neuem, Schneegestöber und Kälte überraschen uns immer wieder. Um so notwendiger ist es, die Futterplätze an kalten Tagen reichlich mit Futter zu besetzen, da sonst viele Vögelchen nur zu häufig zugrunde gehen. Es ist jetzt auch schon daran zu denken, Nistkästchen aufzuhängen und die alten im vorigen Jahre benutzten zu reinigen und wieder anzubringen.

Auch in der Pflanzenwelt erwacht das erste Leben zu unserer Freude. Der Haselnußstrauch steckt seine purpurnen Sternchen, die weiblichen Blüten, auf, während die gelben Röschen ihren Blütenstaub ausschütteln. Dieser Strauch hat den winterlichen Bann gebrochen. Ihm folgen in der Blüte die Weiß- und Schwarzerle und von krautartigen Pflanzen der gelbe Winterstern, Vogelsmiere, Kreuzkraut und Suflattich als erste Frühlingsboten. In den Gärten leuchten uns schon die Schneeglöckchen lächelnd entgegen. Aber dieser bescheidenen Pracht folgt die Felderheide mit lautem Jubel in die klare, blaue Luft, und das nahende Ende des Winters herrscht verkündend.

Für den rührigen Gärtner gibt es auch im Winter keine Ruhe, eine Reihe von Arbeiten harren seiner im Obst-, wie im Gemüsegarten.

Im Obstgarten heißt es jetzt sich daran zu halten, die Johannisbeeren und Stachelbeeren auszuschneiden und zurückzuschneiden. Diese Arbeiten müssen vollendet sein, ehe sie ausschlagen. Auch der Schnitt der Obstbäume ist fortzusetzen und möglichst in diesem Monat zu beenden. Bei günstigem Wetter kann schon Ende dieses Monats mit dem Veredeln der Obstbäume, wie Kopulieren, Anschäften mit Zungenschnitt, sowie Pfropfen in den Geistock begonnen werden. Namentlich sollte man Kirschen und Zwetschen so frühe wie möglich veredeln, da man dann mit einem sicheren Anwachsen rechnen kann. Man verläume daher nicht, sich schon frühzeitig Baumwachs und Bast zu verschaffen, da mancher Baum ungekropft bleibt, weil es, wann diese Arbeit ausgeführt werden soll, an diesen Dingen dann fehlt. — Die Fanggürtel sind nunmehr mit Vorlicht abzunehmen und zu verbrennen. Vorsichtig deshalb, weil sich der Apfelblütenstecher nur zu gern seinen Winteraufenthalt hier aussucht. Er ist selbstverständlich zu vernichten. Überhaupt fahnde man bei dem Hantieren an den Obstbäumen auf die Schädlinge und vernichte sie, wo man sie antrifft. Das ist leicht auszuführen als im Frühjahr, wann sie ihre Hülle bereits verlassen und sich womöglich schon über den Baum verbreitet haben. Man vergesse auch nicht, noch in diesem Monat die Bäume mit einer Kupfervitriol- oder Kopspranklösung zu besprühen zur Abtötung der Pilskeime.

Im Gemüsegarten kann bereits an die Bestellung einiger Beete zur Aussaat besonders langsam keimender Samen gedacht werden. Es ist selbstverständlich, daß diese Frühhaussaaten nur in klimatisch günstigen Gegenden und auch dann nur in geschützten Lagen geschehen kann. Ebenso muß natürlich die Hauptflüßperiode vorüber sein, ehe man daran denken kann. Ist das Land schon im Herbst umgegraben worden, so darf es nicht noch einmal in derselben Weise gelockert werden. Man würde dadurch die Bodenbakterien in ihrer Tätigkeit ernstlich stören und besonders späterhin die Bodengare erheblich schaden. Es genügt deshalb schon, die Beete durchzuhaben. Damit warte man jedoch, bis der Boden vollständig abgetrocknet ist und sich leicht bearbeiten läßt. Es ist natürlich selbstverständlich, daß Beete, die mit Rosenkohl, Blätter- (Winter-)kohl bestanden waren, umzugraben sind, sobald der Boden offen ist. Je früher dies geschieht, um so besser für das Land.

Unter den angegebenen Voraussetzungen können im Laufe des Monats ausgesät werden: Zwiebeln, Karotten, Erbsen, Spinat, Puffbohnen, Schwarzwurzeln, Korb- und Petersilie. Wenn es für Erbsen und Puffbohnen im Freien

noch zu früh dünkt, kann auch die Samen in Töpfe legen, die man an ein sonniges Fenster ins warme Zimmer oder in ein Mistbeet stellen kann. Später kann man die Keimlinge leicht und ohne Schaden ins freie Land verpflanzen.

Im Blumengarten ist der Schnitt der Stiersträucher fortzusetzen und bald zu beenden. Ende des Monats, sobald gelindes Wetter eintritt, ist die Winterbede der Rosen und ebenso die der Stauden zu lüften, um das frühzeitige Austreiben derselben zu vermeiden.

Die Kultur der Gartenzwiebel.

Der Anbau der uns als Gewürzpflanze unentbehrlich gewordenen Gartenzwiebel bietet an und für sich keine nennenswerten Schwierigkeiten, zumal auch die Pflege keine sonderliche Mühe macht. Wer aber schöne, große Zwiebeln ernten will, der muß sich schon mit den eigenartigen Bodenverhältnissen, wie sie ihnen zuzagen, vertraut machen; denn davon hängt in erster Linie der Erfolg ab. Einen guten Zwiebelboden finden wir in jedem in guter Kultur stehenden Garten mit milder, mürber, humusreicher Erde. Unter keinen Umständen darf der Boden frischen Stalldünger enthalten. Durch seinen Geruch werden die Zwiebelnfliegen angezogen, die ihre Eier in die jungen Pflanzen legen, wodurch die Zwiebeln mädig werden. Außerdem werden die Zwiebeln zu mäßig, werden nicht fest und daher auch nicht haltbar. Fehlt es aber dem Boden an Nährstoffen, so hilft man mit nahrhaftem Kompost, den man mit der obersten Schicht vermenagt, nach. Auch kann man im Herbst auf das frisch gegrabene Land kurzen Dünger ausstreuen, dessen Nährstoffe im Laufe des Winters ausgelaugt und dem Boden zugeführt werden. Den Rest hat man im Frühjahr ab. Selbst Sandboden, der sich für den Zwiebelbau im allgemeinen nicht eignet, kann man auf diese Weise dafür brauchbar machen.

Entschieden zu warnen ist, die Zwiebeln auf tiefgelockertes Land zu säen. Die Folge wäre, daß die Zwiebeln hier ein sehr starkes Wachstum entfalten und überaus dicke Stengel ähnlich dem der Lauchzwiebeln, aber keineswegs feste, haltbare Zwiebeln entwiceln würden.

Die eigentliche Kultur der Zwiebeln kann auf zweifache Weise geschehen: durch frühzeitige Aussaat der Samen (einjährige Kultur) oder durch die Verwendung von Steckzwiebeln, die im Vorjahr in ihrer Entwicklung zurückgeblieben sind (zweijährige Kultur).

Man pflügt die Zwiebeln, da sie nur langsam keimen, recht frühzeitig aussäen am besten in Rillen, die 10 Zentimeter voneinander entfernt sind. Den Samen säe man auch hier recht dünn aus und bedecke ihn mit möglichst feiner, guter Komposterde. Der Samen muß gut angebrüht werden, damit er fest im Boden liegt. Sobald die Keimlinge etwa 4 Zentimeter hoch gediehen sind, müssen sie auf 10 bis 15 Zentimeter verzogen werden. In zu dichter Stellung können sich die Zwiebeln niemals stark entwiceln. Des weiteren sind die Beete pünktlich alle 2—3 Wochen oberflächlich zu hacken und zu jäten.

Bei der zweijährigen Kultur der Zwiebeln sät man die Zwiebeln auf ein ungedüngtes Land ebenfalls recht frühe, sobald der Boden abgetrocknet ist, aber breitwürfig und recht dicht aus, damit sie sich nicht stark entwiceln können. Der Samen muß ebenfalls fest angebrüht werden, bei kleinen Beeten mit einem Brett, bei größeren Flächen mit den bekannten Treischuhen. Bis Juli erhält man dann kleine, haselnußgroße Zwiebeln, die trocken überwintert werden. Anfang des nächsten Jahres werden sie in die Nähe des warmen Ofens gebracht, damit sie recht austrocknen. Diese Maßnahme soll das vorzeitige Schieben der Steckzwiebeln verhindern. Aber die Unannehmlichkeit liegt hauptsächlich an der Sorte selbst.

Die erwähnten Zwiebelchen — Steckzwiebeln — werden schon im März in Reihen (7 auf ein Beet) 10 Zentimeter voneinander gesteckt, so daß ihr Hals mit der Erde abschließt. Werden sie zu tief in die Erde gebracht, dann entwiceln sie sich später und werden schwächer. Sie werden schon Ende Juni, spätestens Anfang August reif, während die aus Samen gezogenen Zwiebeln erst vier Wochen später reifen, wenn die Blattspitzen gelb werden und die Blätter sich umlegen. Ein Umtreten der Blätter, um die Reife zu beschleunigen, sollte nur in Regenperioden um diese Zeit geschehen, sonst hat es keinen Zweck.

B. C.